

# Suzerner Tagblatt

Dreisinniges Organ

## Hauptanzeigebblatt für Stadt und Kanton Luzern

### und die übrige Zentralschweiz

achtundfünfzigster Jahrgang.

**Abonnementpreise:**

1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Fr. 70	Fr. 210	Fr. 400	Fr. 750

**Einzelhefte:** Fr. 2.50

**Verkaufspreis:** Fr. 1.50

**Anzeigenpreise:**

Die einpaltige Zeile oder deren Raum:

1. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

2. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

3. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

4. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

5. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

6. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

7. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

8. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

9. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

10. Linie 10 Cts., Wiederholungen ... 8 Cts.

Redaktions-Büreau: Poststraße Nr. 11, Luzern 1140

Verleger: J. J. Huber, Luzern

Druckerei: J. J. Huber, Luzern

Expeditoren: J. J. Huber, Luzern

### Die heutige Nummer enthält 12 Seiten

**Inhalt:** Geld und Brot im Kriege. — Nachträge. — Schweiz. — Luzern. — Ausland. — Zeitgenossen. — Sozialökonomie. — Vermischte Nachrichten. — Unfallschronik. — Feuilleton.

## Geld und Brot im Kriege.

**(Fort.)**

**L**

Das drohende Gewitter im Osten hat sich verzogen. Die Reservisten in Oesterreich-Ungarn können zu ihren Familien und ihrer liebsten Arbeit zurückkehren. Die Geschäfte werden allmählich wieder ins alte Geleise kommen, und die Kriegsgelähr, die monatelang sich furchbar drohend über Europa ergoß, wird bald als ein höherer Traum erscheinen.

In den Wäldern von Oesterreich und Ungarn werden sich die 300 Millionen Kronen, welche die Wrenzbesetzung gegen Serbien an Mehrausgaben gekostet hat, allerdings noch lange sichtbar machen; auch manche Banken und Sparkassen werden erst nach längerer Zeit die Nachwirkungen der Mobilmachung bemerken. Denn bis ins kleinste hierrelächliche Alpenort hatte sich die politische Krise bemerkbar gemacht, ja, dem aufmerksamen Beobachter bieten diese letzten Wochen ein Experiment im Kleinen über die finanziellen Wirkungen eines Krieges ausbruch. Die Kriegsbereitschaft gegen Serbien rief einen starken Bedarf an barem Gelde hervor: die Verpflegung, Unterbringung und Neuanschaffung der Truppen, die Ergänzung der Munitionsvorräte, die Neuarmierung letzter Wäpze, der Ankauf von neuem Telegraphen- und Signalmaterial, u. a. von fünf ambulanten Stationen für drahtlose Telegraphie, die vollständige Herstellung von Baracken, Straßen, Gabeln- und Bahnanlagen, alles das mußte von den Staatkassen be-

zahlt werden, und die Gelder, die in großen Mengen nach dem Süden flossen, kamen nur langsam an die Kasernen in Wien und Budapest zurück. Während sonst Ende März in der Regel den billigen Geldmarkt zeigte, erreichte diesmal der Notenumlauf in Oesterreich-Ungarn die höchsten Siffern. Das Großkapitalisten im Lande behielt bei alledem ruhiges Blut, die maßgebenden Finanzleute glaubten, wie es scheint, nicht an den Ausbruch eines Krieges. In einigen Alpenhöhen, besonders aber in den flachsten Gebieten des Ostens zeigte es eine regelrechte Panik ab. Die Sparkassen wurden bestärmt, viele Millionen Kronen mußten in kleinen Beträgen ausbezahlt werden, sobald die Sparkassen, die ihre Gelder zum größten Teil in Hypotheken und Unternehmungen angelegt haben, den Kredit der Staatsbank in Anspruch nehmen mußten, um den Abhebungen zu genügen.

Diese Erscheinungen gewähren keine angenehme Aussicht, was im Falle eines mitteleuropäischen Krieges auf finanziellen Gebiete zu erwarten wäre. Man soll gewiß den Zweifel nicht an die Wand malen, man soll aber ersten Möglichkeiten gegenüber auch die Augen nicht verschließen. Das wirtschaftliche Mittel-Europa ist in den letzten Jahrzehnten von Grund aus umgestaltet worden, so daß wir heute mit ganz anderen Faktoren zu rechnen haben als noch 1870. Der letzte große mitteleuropäische Krieg traf die beiden kriegsführenden Mächte, Frankreich und Deutschland, noch als vorherrschende Agrarstaaten mit überwiegender Vargeldwirtschaft, der Außenhandel war noch verhältnismäßig gering, die Volkswirtschaft, die gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit, erst im Werden. Jetzt aber beruht das wirtschaftliche Leben der mitteleuropäischen Staaten auf ununterbrochen, tiefgreifenden internationalen Wechselbeziehungen, die vermittelt werden durch ein großartiges Verkehrsnetz und deren innerer organisatorischer Zusammenhang hergestellt wird durch ein weitverzweigtes, sehr kompliziertes

und empfindliches Kreditsthem. Noch haben keine Staaten mit Millionenheeren und ähnlich gearteten Wirtschaftskreisen miteinander fertig gekämpft, noch haben wir keine Beispiele, wie sich die wirtschaftlichen Folgen eines großen europäischen Krieges gestalten würden, nur das steht fest: wirtschaftlich würde ein großer europäischer Krieg etwas Unerhörtes in der Geschichte der Menschheit sein.

Sofort nach der Erklärung der Mobilmachung werden Millionen der tüchtigsten und fleißigsten Arbeitsträger dem Wirtschaftsleben entzogen. Die eingezogenen Reservisten werden sich nach Möglichkeit mit barem Gelde versehen, die Zurückbleibenden brauchen Geld zum Leben, zum Schuldenbezahlen, zur Fortführung der Geschäfte; Kredite werden gefälligst auszulassen, eingezogen, Sparkassengelder und Bankbesparnisse zurückverlangt, Hypotheken, Effekten und Waren an den Markt geworfen, alles bare Geld oder wenigstens ängstlich festgehalten. Das größte Verlangen nach barem Gelde aber haben die kriegsführenden Armeen. Welchen Wert man in militärischen Kreisen auf den Besitz von Geld für den Kriegsfall legt, geht daraus hervor, daß Deutschland im Zustimmur zu Spandau einen besonderen „Kriegsgeldtag“ anberaumt, 120 Millionen Mark in Gold, die seit bald vier Jahrzehnten dort unbenutzt lagern und nur für die dringlichsten Bedürfnisse vorgesehen sind. Die auf den Kriegszug geleitete deutsche Armee würde täglich nicht weniger als 30 Millionen Mark kosten. Natürlich würden die kriegsführenden Staaten schon in den ersten Tagen der Mobilmachung soviel bares Geld wie möglich sich zu sichern suchen. Bezeichnend ist, daß man vor einigen Wochen, als die Bank von Frankreich große Mengen Goldes ankündete, dies sofort auf kriegerische Absichten zurückführte. Dem Geschäftsvorkehrer müßten die Staaten im Kriegszustand natürlich durch die Ausgabe von fundierter Papiergeld zu Hilfe kommen. Die preussische Regierung hat schon 1848, dann auch 1866 und 1870 besondere

Preisgeldkardbarrassen errichtet und dort gegen Pfandobjekte kursfähige Kassenscheine ausgeben.

In der Schweiz trat im Juli 1870 eine schwere Geldkrise ein, so daß man in Et. Gallen auf den Vorschlag von Dr. Hermann Wartmann zur Gründung eines Garantienverbandes der Banken und zur Ausgabe von unbenutzlichen Kassenscheinen schritt, dann aber in hohen Beträgen englische Sovereigns bezog, um den Geldverkehr zu ermöglichen. Voraussetzungen würden im künftigen Kriege die benachbarten neutralen Staaten ebenfalls besondere Vorkehrungen treffen müssen, um den Geldabfluß aus dem Lande zu verhindern, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß geeignete Maßnahmen zu diesem Zwecke bereits vorgesehen sind. In eine Agrarwirtschaft, also an die Ausgabe unbenutzten Papiergeldes mit Zwangskurs, braucht dabei nicht gedacht zu werden. Es ist ja möglich, daß ein Staat in der höchsten Not dazu greifen mag, er würde aber damit den Ruin seines Kredit herbeiführen und eine finanzielle Panik heraufbeschwören.

Seinen Kredit aufrechtzuerhalten und eine Panik im Wirtschaftsleben zu vermeiden, wird jedoch die dringende Sorge des Staates sein müssen, denn die Folgen einer Panik wären ganz unberechenbar. Man braucht sich nur die enorme Ausdehnung des heutigen Sparkassensystems vor Augen zu führen: im Jahre 1870 waren die Sparkasseneinlagen in allen Ländern noch verhältnismäßig gering, 1880 betrugen sie in der Schweiz schon rund 400 Millionen Franken; sie sind selber in der Schweiz auf über eine Milliarde Franken gestiegen und belaufen sich in Deutschland auf 16 Milliarden Mark. Die Möglichkeit einer allgemeinen Panik erscheint aber trotz der finanziellen Erziehung des Volkes in den mitteleuropäischen Staaten nicht ausgeschlossen, wenn wir uns vorstellen, daß notwendigem als weitere Folge der Mobilmachung und des Kriegsausbruchs eine gewaltige Teuerung aller Waren eintreten müßte, be-

## Feuilleton.

### Neuer Blindenfürsorge.

**V. (Schluß.)**

Wir haben gesehen, daß auf dem Gebiete des Blindenwesens im Allgemeinen noch viel zu tun ist. Wären wir nun noch einen prüfenden Blick auf die bestehenden Anstalten, um zu erfahren, inwiefern diese ihren Aufgaben gewachsen sind.

So erkennen wir, daß die Erziehungsanstalten Zürich, Aarau, Lausanne, Freiburg und Genéve, welche zusammen für 138 Kinder Platz aufweisen, vorüberhand genügen sollten. Jedem besteht in Kreisen von Blinden-Fachleuten die Ansicht, es sollte der Blinden-Unterricht nach Möglichkeit zentralisiert werden, z. B. auf eine Anstalt für die französische und eine Anstalt für die deutsche Schweiz, weil große, fröhliche Erziehungsanstalten Besseres zu leisten imstande sind, als kleine.

Sonstigen sollten die Blindenwerkstätten möglichst auf die verschiedenen Kantone verteilt werden, vergleichen auch die Weime, damit sie den im Lande verstreut wohnenden Blinden leicht benutzt werden können, und sollten auf diese Art sich einen Familiencharakter bewahren. Auch sollen die Werkstätten in nicht ausschließlich Internate, sondern auch Externate sein, indem sie auch benachteiligten Blinden, welche im Preise ihrer Familie wohnen wollen, leichtere Arbeit bieten und ihnen namentlich die für sie so das Sanieren mit ihren Produkten sollen ermöglicht werden.

Die Werkstätten vor allem gehören also zu den **Verkehrszentren**; nicht in die ländliche

düstere Stadt hinein, damit wäre den Blinden nicht gedient; denn der ausreichende Lärm der Städte macht die Blinden ängstlich und nervös, was übrigens sehr begreiflich ist, sondern in der Nähe der Stadt, z. B. auf einen nahen, sonnigen Hügel, wo auch die Möglichkeit vorhanden ist, dem Bauern ein kleines oder lieber ein großes Umland zu geben mit etwas Gehölz und Wald, auf das sie sich in ihrer Erholungsstunden an die Sonne und Luft begeben und freitönen können auf eigenem, durch das Gefühl heimlich und lieb gewordenem Boden.

Aus dem gleichen Grunde wäre es auch total verfehlt, ein altes, düsternes Gebäude als Blindenheim verwenden zu wollen. Man braucht durchaus nicht nur an einen praktischen Neubau zu denken. Ein bestehendes Gebäude läßt sich unter Umständen auch gut verwenden. Aber unbedingt erforderlich sind Luft und Licht in verschwendungreicher Fülle und freundliche Sozialitäten. Das wird einem bei Besuche verschiedener Anstalten so recht klar. Die Reize im modernen Heim, welches mitten in einer Reihe von der Sonne umflutet, deren wärmende Strahlen es durch die großen, weiten Fenster aufnimmt, machen einen viel bessern Eindruck, als jene hinter den vom Alter gedunkelten Mauern. Es empfindet der Blinde das Gute und Nützliche einer beglückten Wohnung so gut wie wir.

Doch diese Art Anstalten (Werkstätten und Heime) noch lange nicht genügen, ersticht man sofort aus den folgenden Zahlen: Es bieten nämlich die bestehenden Heime und Werkstätten nur Platz für 225 Blinde, und es sind fast alle besetzt, bei mehr als 1000 anschlüssigen Blinden.

Dank der Initiative des Herrn Dr. A. Fahn hat sich darum, wie übrigens schon gesagt, der Luzernerische Blinden-Fürsorge-Verein gebildet

und sich sofort an die Arbeit gemacht, einen Teil des großen Wraschfeldes des Blindenwesens im Gebiete der Innerschweiz zu bearbeiten. Er hat in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit schon tüchtig gearbeitet und gesät. Der Grund, auf dem er arbeitet, ist fruchtbar und dankbar zugleich; doch sie reifen noch nicht auf heimlichem Boden, sondern in Freiburg, Zürich und St. Gallen. Der gute Anfang gibt aber Mut für freudige Fortentwicklung der begonnenen Tätigkeit und läßt der Hoffnung Raum, daß in nicht allzu ferner Zeit die Blinden Luzerns ein eigenes Heim und eine eigene Werkstätte haben werden, also sie unter dem Segen der Arbeit, ein menschenwürdiges und glückliches Dasein fristen können, und zwar in ihrer Heimat selbst, nahe bei ihrer Angehörigen und Verwandten, mitten im Gebiete ihrer von Stille und Elternhaus liebgekommenen Sitten und Gebräuche, Sprache und Religion.

Und dem noch engen Kreise des Luzernerischen Blinden-Fürsorge-Vereins mögen sich anschließen die im umgebenden Kantone Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden und Nargau, welche ebenfalls zum großen Wraschfeld der schweizerischen Blindenfürsorge gehören.

Die Blindenfürsorge ist eine erste Menschen- und Christenpflicht, ein hohes soziales Werk, ein würdiges und edles Mitglied an der großen Kette wohlthätiger Institutionen, welche durch den Staat und teils vom Staate, teils durch private Vereinigungen inszeniert und durchgeführt werden. Sie wäre wohl, streng genommen, in erster Linie Sache des Staates. Doch kann man demselben geradeherweise unmöglich alles anmuten; denn er hat selbst oft die größte Mühe, seinen vielfältigen Aufgaben gerecht zu werden. Und die freiwilligen Beiträge, welche die Mitglieder der betreffenden Vereinigungen oder

## Kleines Feuilleton.

**Der älteste Kellner Deutschlands.** Die der „Zentral-Ztg.“ aus Elbing mitgeteilt wird, hat der älteste Kellner Deutschlands, der 77 Jahre alte Oberkellner Carl Wilhelm Deitrich, der zuletzt seit 21 Jahren in einem Berliner Hotel tätig war, mit dem 1. April 1909 in den Ruhestand zurückgezogen, nicht ganz freiwillig, denn er wäre gerne noch einige Jahre dem Beruf treu geblieben, er ist 63 Jahre angeheiratet hat. In Lebensfähigkeit mangelt es ihm wirklich nicht, und Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit waren ihm zur Gewohnheit geworden. Wochte ihm der Heilende am Tag oder bei Nacht auf die Probe stellen, Deitrich bestand sie. Aber schließlich meinte doch der Hotelbesitzer, es sei besser, wenn der alte Herr sich nun auch einmal die verdienten Ruhe gönne und die letzten Lebensjahre in stiller Ruhe genieße. T. H. der Kellner-Deitrich, nach viel Lebensmut verstorben, beweist die Tatsache, daß er als Schlichter auch im jungen Mädchen zur Frau kam.

Deitrich ist wohl der einzige Heberlebende, der an der Flucht des Prinzen Wilhelm von Preußen des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. teilnahm. Er tat damals als Steward auf einem Kriegsschiff, dem „Hagelstich“ des Prinzen Karlbert, Dienst, das den flüchtigen Prinzen nach London brachte. Deitrich gehörte zur persönlichen Dienerschaft des Prinzen Wilhelm. Er war auch dabei, als Prinz Waldert nach Ostasien fuhr, um mit Japan den ersten Handelsvertrag abzuschließen. Seine weiteren Reisen brachten ihn nach Amerika. Den größten Teil seiner vierjährigen Kellnerdienstzeit hat er in Danzig und Elbing zugebracht, den kleineren Teil in Berlin. Als von seinen neun